

Eine Abgabe an den Vegetarismus.

Den deutschen Vegetarismus trifft jetzt um die Jahreswende ein herber Schlag. Sein eifrigster wissenschaftlicher Partegänger, seine meist citirte, gelehrte Autorität, der Verfasser so vieler Flugblätter und Streitschriften, Dr. Mannus, scheidet den Vegetarianern eine Abgabe. „Warum ich nicht mehr vegetarisch lebe?“ so betitelt sich ein Aufsatz, der von Dr. med. Mannus seinen Beobachtungen über die Vegetarier veröffentlicht wird. Der bisherige Prediger der Pflanzkost schreibt da: Nachdem ich längere Zeit vegetarisch gelebt hatte, ohne mich dabei besser oder schlechter zu befinden als vorher bei gemäßigter Kost, machte ich eines schönen Tages die unangenehme Entdeckung, daß meine Arterien allermattds zu entarten begannen. Besonders an der Schläfenarterie, sowie an der Radialis (Pulsader) war dieser Krankheitsproceß unverkennbar. Da ich noch keine vierzig Jahre alt bin und folglich dieses Symptom nicht als Alterserscheinung deuten kann, auch Spirituosen nicht ergeben bin, konnte ich mir die Sache schlechterdings nicht erklären. Ich jammerte und her, ohne des Räthels Lösung zu finden. Da fand ich ganz zufällig die Erklärung, die ich so lange gesucht hatte, in einem Werte des ausgezeichneten Pariser Arztes Dr. G. Moissin. Der betreffende Paragraph lautet in wörtlicher Uebersetzung wie folgt: „Um die Art der Vegetarismus fortzuführen, dürfen wir die Arbeit des zu früh verstorbenen Guibert nicht vergessen, über den Einfluß der vegetabilischen Diät auf die freudige Entartung der Arterien.“

Die vegetabilische Nahrungsmittel, reich an Mineralstoffen als die Nährstoffquelle animalischen Ursprungs, führen mehr Mineralstoffe in das Blut ein. Raymond hat in einem Kloster pflanzenspezifischer Mönche zahlreiche Fälle von Atheros beobachtet, unter anderen den des Priors, dessen Arterien bereits fünfzig Jahre alt waren. Der Wienerarzt Treille hat zu Bombay und Calcutta, wo die Einwohner sich ausschließlich von Reis ernähren, zahlreiche Fälle von atherosclerotischer Entartung beobachtet. Somit wird die Pflanzenkost das Gefäßsystem ruinieren und dadurch das Individuum vor der Zeit alt machen, wenn es nicht ist, daß der Mensch, das Alter seiner Arterien hat.“ Es wird gleichwohl den Rühmlichkeiten der Vegetarier die Hornhaut und die Vesiculopathie hervorgerufen. Nachdem ich leider die neuesten Ergebnisse medizinischer Forschung durch mein eigenes Beispiel bekräftigt gesehen, bin ich selbstverständlich zur gemäßigten Kost zurückgekehrt. Durch Schaden wird man klug! Als normale Diät des Menschen kann ich die rein vegetabilische Diät nicht mehr anfehen, nur als eine Krankheitszustand vortheilhaft leiste. Wochen und Monate lang darf mancher Kranke diese Diät befolgen, aber zum fortwährenden Gebrauch für Jedermann ist sie nicht geeignet. Es verhält sich damit wie mit der Hungertart, welche manchen Kranken kurirt, aber zum fortwährenden Gebrauch für Gesunde nicht taugt.

Die Entschädigung unschuldig Verurtheilter wird allmählig, bei der Steigerung des Verkehrs, eine internationale Nothwendigkeit. Das Antwerpener Gericht hatte einen Klavierlehrer aus Paris, der sich A. nannte, wegen mehrfacher Schwelgereien in Antwerpen in contumacia zu verurtheilen. Die belgische Regierung verlangte nun die Auslieferung des Schwelgers. Ein Schweizer, Namens N., wurde in Paris verhaftet und trotz seiner Betherung, er sei in seinem Leben nicht nach Antwerpen gekommen, in's Gefängniß Wagas abgeführt und von dort nach Antwerpen transportirt. Hier stellte man sich, daß der Verhaftete thatsächlich nicht der gesuchte Schwelger war. Dessen Opfer sagten bei der Constatation jämmerlich aus, der Vorgesetzte sei bestimmt nicht der rechte Mann. Der Schweizer ward daraufhin freigesprochen — und konnte nach gehen. Belgien kennt eine Entschädigung für unschuldig Verurtheilte oder irrtümlich Verhaftete ebensowie als Deutschland, und der arme Mann hat an die zwanzig Tage Gefängniß auf seinen Lebenskonto.

Auf Anordnung des Königs von Sachsen werden Detachirungen für die achtundvierzigjährige Jubelfeier des Hauses Wettin in der Armee theilhaft werden. Es sollen Detachirungen erhalten 1 in Silber: die Generalität, die Adjutantur des Königs, die Adjutantur des Prinzen Georg, die bei den Prinzen Friedrich August, Johann Georg, Max und Albert commandirten Officiere, die die Abtheilungscommandanten im Kriegsministerium, der Chef des Generalstabes, der Militärbevollmächtigte in Berlin, die Führer der Deputationen, der Vorstand des Montirungs-Depots; 2 in Bronze: sämtliche Officiere (einschließlich Meiere, Landwehr, J. u. a. d.), Sanitäts-Officiere und höhere Militärbeamte, welche als Deputationsmitglieder oder Mitwirkende am Armee-feste oder als Mitwirkende am Jubiläumsgang am 19. Juni 1889 in Dresden theilgenommen haben, sowie alle in activen Militärdienste befindlichen Obersten und Oberst-Lieutenanten (einschließlich Regiments-Commandanten). Für die Verleihung dieser Medaille an die in Frage kommenden Officiere u. s. w. ist der Bestand vom 10. Juni d. S. maßgebend.

Die zuffischen Wälder in Schweden sind im Kreise Windan auf Veranlassung der Gouvernements-Oberrichter der ländliche Oelganerzverein „Harmonie“ aus ganz merkwürdigen Gründen geschlossen worden. Unter der ländlichen Bevölkerung, wo windt erklärt, habe sich in letzter Zeit ein übertriebenes Verwünschen bemerkbar gemacht, das oft seinen Zielen gar nicht entgegen habe. Auf den Veranlassungen der „Harmonie“ sei beispielsweise sehr wenig Aufacht betrieben worden, während Fragen zur Erörterung kamen, die im Statut gar nicht vorgehoben waren, so über Vertheilung von Holz, über die Charaktere der Wälder, reiche Mittel auf und dergleichen Fragen mehr sozialer Bedeutung!

Die Influenza.

Eine verknüpfte Geschichte von Frau Knidmüller.

Es war kalt in der Wohnstube des Geheimen Rechnungsraths Knidmüller, es war recht kalt, ein Thermometer — Knidmüllers hielten nichts von dergleichen überflüssigen Nötheln — hätte es nicht über sich gewonnen, mehr als 12 Grad Reaumur zu zeigen. Es war aber nicht nur kalt, es war auch dunkel, denn die Petroleumlampe, deren sich ein drei Viertel Duzend gehalten hätte, wurde, verbreitete nur ein päpstliches Licht. Kurz, es war unbehaglich, als Waldeemar Knidmüller und seine Gattin Emilie an dem großen Tisch saßen; Papa Knidmüller las die Zeitung und Emilie bearbeitete einen Stricktrumpf von größter Natur-Wolle. Die beiden Töchter, Melitta, die seit drei Jahren 20 Jahre alt war, und Felicitas, die sich diesem Alter bedenklich näherte, hatten sich in ihr Zimmer eingeschlossen, und fertigten Webnadelarbeiten für die beiden Eltern, denn man schrieb den 21. December 1889.

„Wie steht es denn mit der Influenza, lieber Waldeemar?“ fragte Frau Knidmüller den Zeitung lesenden Gatten. „Schlimm steht es, sehr schlimm, liebe Emilie — in vielen Gegenden fehlt ein Drittel des Personals, zehn Professoren haben ihre Vorlesungen eingestellt, im Opernhaus können nur noch Opern mit einer höchstens zwei Sängerninern gegeben werden — man spricht schon davon, daß die Schaulustigen bereits jetzt beginnen sollen — alle Welt ist krank, und nicht nur in Berlin, sondern überall.“

„Das können hübsche Weihnachtsreden“, meinte Frau Knidmüller. „Weihnachten“, knurrte Herr Knidmüller. „Weihnachten! Ich möchte wissen, wozu der ganze Kram ist; solet nur Geld, und man hat nichts davon.“ Da sitzen die Mädchen auch wieder in ihrem Zimmer, das extra dazu geheizt werden muß, und verbrennen das theuere Petroleum! Und das nennen sie ihren Eltern „ne Freude machen!“

Soll ich der Minna 18 oder 20 Mart zu Weihnachten geben, Waldeemar?“ fragte die sorgsame Gattin; sie sagte nicht schenken — sie schenkte eben nicht gerne.

„Als ob 15 nicht auch genug wären! Man legt die 15 Mart-Stücke im Kreise um die Schüssel, das sieht sehr hübsch aus — ich werde aus unserer Haupt-Casse recht blante neue bringen“, erwiderte der noch sorgsamere Hausvater.

Die armen Subalternen = Beamten! seufzt vielleicht jetzt oder der andere unserer Leser — die armen Leute, wie sie es knapp einrichten müssen! — Das ist doch die alt-preussische Sparamkeit, Verehrtester! Sparen Sie Ihr Meißel für andere Leute auf; Papa Knidmüller bezieht ein Gehalt, wie es mancher Subalterne wünschte, und er führt seinen Titel als Geheimen Rechnungsrath mit Recht, und seine Emilie müßte eigentlich Wirklich Geheim-Ober-Rechnungs-Räthin sein. Nicht als ob das alte Paar nicht gern gut lebe; behüte Gott, es darf nur nichts kosten. Papa Knidmüller unterhält die freundschaftlichen Beziehungen zu einem Schulfreunden, trotzdem derselbe Redacteur eines oppositionellen Blattes ist, oder gerade deshalb, denn er erhält von demselben oft Theater- und Concert-Billets, allerdings besonders letztere, die ein Jeder gern los möchte. Aber Knidmüller ist nicht wählerisch, und gerade Concert-Billets geben einen mäcenatischen Anstrich — zum Vergnügen gehen die meisten Leute nicht in Concerte — und zudem spart man zu Hause Licht und Heizung. Außerdem hat der Redacteur die gute Eigenschaft, stets Nachdient zu haben, so daß er auch der alljährlichen Abfütterung, die Knidmüller wohl oder übel als Neuanzeige für zahlreiche Einladungen geben mußte, nicht biwohnen kann.

Knidmüllers haben einen großen Gesellschaftskreis, trotzdem weder die Eltern noch die Töchter besonders angenehme Leute sind, werden sie überall ein geladen, wo man auf prätable Ereignisse und Geheimräthe Werth legt, und folgen diesen Einladungen mit größter Gewissenhaftigkeit, ohne daß sie bisher ihren Hauptwech, ihre Töchter an den Mann zu bringen, bis jetzt erreicht haben.

Lebensfalls schlagen sie die Kosten heraus, besonders wenn es warmes Abendbrod geht. Knidmüllers können ein ander Wahl zupreden, wenn sie schon fast kalt, und es noch etwas besonders Gutes gibt.

„Wenn wir nur nicht die die Influenza bekommen, oder die Kinder!“ seufzte Frau Knidmüller, „das würde ein schönes Weihnachtsfest sein, da es so kurz vor Neujahr ist, müßte man dem Hausarzt vielleicht noch 10 oder gar 20 Mart mehr schiden.“

„Keine die vorzüglich leben, keine geistigen Getränke genießen und im Hiesigen Mann halten, sind ziemlich sicher“, erwiderte der Rath auf Grund eigenhändiger medicinischer Anschauungen — „halt! Influenza!“ rief er, sich an die Eltern fassend, „da kommt mir eine Idee!“

„Eine Idee?“ fragte erstaunt seine Gattin, sie war dergleichen an ihrem Waldeemar nicht gewöhnt.

„Jahoh, eine Idee!“ rief der arg verkannte Mann. „Eine großartige Idee.“

Frau Knidmüller legte den Stricktrumpf bei Seite; es war so lange her, daß ihr Mann eine Idee gehabt hatte.

„Liebe Emilie“, begann Knidmüller, „in dem Wette, die andere auf den Tisch gefügt ansah, als ob er einen Toast ausbringen wollte; „liebe Emilie, wir geben eine Gesellschaft.“

„Aber Waldeemar, jetzt vor Weihnachten, das fällt mir nicht ein!“ rief Frau Knidmüller erwidert.

„Wir geben doch alle Winter eine, warum nicht lieber früher als später? Solche unangenehme Sachen hat man gerne von Hand.“

„Das nennt Du eine unangenehme Sache“, fragte Frau Knidmüller, „bevor sich selbst den Schein zu wahren lüchte, wenn man seine lieben Freunde zu sich la det?“

„Emilie“, meinte der Rath ganz kalt stützig, denn er war über solche conventionalen Lügen der Cultur = Menschheit erhaben, „machen wir uns doch gegenseitig nichts an! Wir geben die Gesellschaft nur, weil wir uns reuendigen müßten, und können dies gerade jetzt im größten Umfange thun, ohne große, vielleicht ohne die geringsten Kosten!“

Die Frau Geheimrath wurde jetzt aufmerkam: die Sache behagte ihr, aber oppositionell wie alle Geheimräthen, meinte sie ungläubig: „Wie willst Du das anfangen?“

„Sehr einfach!“ schmunzelte Knidmüller. „Wir laden Alles ein, was uns einladen und bei uns Visite gemacht hat, es sind nach meinem Ueberzählung ca. 60 Personen.“

„Unmöglich!“ rief seine fogenannte bessere Hälfte entsetzt; „Wir haben nur Platz für 36.“

Knidmüller sah seine Gattin theils mitleidig, theils verächtlich an. „Wenn wir 60 Personen einladen, sagen bei dem heutigen Gesundheitszustand wenigstens 40 ab, bleiben 20 Heil.“

„Na, das wird eine schöne Gesellschaft geben! Wahrscheinlich lauter Herren!“

„Das schadet Nichts, die könnten dann Eat spielen; aber es werden im Gegentheil lauter Damen kommen, denn das weibliche Geschlecht ist zäher und braucht sich nicht so dem Wetter auszuweisen, wie wir Männer.“

„Das wäre Deine Sache“, schmunzelte Knidmüller, „jedoch damit ist mein Plan noch nicht zu Ende; Du wirst wohl gehört haben, daß ich von gar keinen Kosten sprach. Sobald die Abgabebriefe kommen.“

„Ja, wenn welche kommen!“ warf die Frau Räthin ein.

„Kommen werden sie ganz bestimmt, denn wenn auch nicht alle 40 frant sind, so ist es immer die Frau oder der Mann, die Mutter oder die Tochter, und eines geht ohne das Andere nicht in Gesellschaft, wenn auch nur, um den Schein zu wahren.“

„Also, wenn ich die Influenza hätte, wo würdest Du nur deshalb nicht eine Gesellschaft bejuden, um den Schein zu wahren?“ Das hätte ich nicht von Dir gehört!“ rief auf's Heftigste empört die enttäuschte Gattin.

„Du irrst, liebes Kind“, versetzte der entsetzte Gatte, „ich würde sogar in Gesellschaft gehen, wenn Du hast ja Melitta und Felicitas zur Pflege.“

„Und wenn es die Andern auch so machen?“

„Das habe ich bereits in meine Calculation von 60 minus 40 aufgenommen, sonst hätte ich 60 minus 48 gefragt, aber Du hast mich nicht ausreden lassen. So bald wir die 40 Abgaben erhalten, lassen wir den übrigen zwanzig sagen, daß alle eingeladenen, bis auf 10 oder 12 Krankheitsfaller nicht kommen könnten, (so genau können sie uns das nicht nachrechnen) und daß wir deshalb auf das Vergnügen, die Herrschaften bei uns zu sehen, verzichten müßten.“

„Da kommen wir ja doch nicht um unsere Gesellschaft herum“, opponirte Frau Knidmüller.

„Natürlich!“ meinte ihr Gatte.

„Wir haben nun die großen Kosten Souper, Tafelweid, Klavier-Spieler u. g. gehabt und werden allgemein bedauert; es wird uns Niemand zumuthen, noch eine Gesellschaft zu geben.“

„Wenn Du meinst, Waldeemar“, sagte Frau Emilie zögernd; ihr kam die Sache nicht ganz geneher vor, aber nach den Mittheilungen in der Zeitung schien ihr die Wahrscheinlichkeitsrechnung ihrer Gatten durchaus nicht unwahrscheinlich.

Der Geheimrath aber entnahm seinem Calender-Büreau die noch von vorigen Jahr übrigen Einladungs-Planquets, die er der Sparamkeit halber stets hundertweise kaufte und auf welchen nur die Namen und das Datum auszufüllen waren, und somit hieß es:

Der Geheimen Rechnungsrath Knidmüller und Frau Emilie Knidmüller, geb. Raspel, beehren sich, Herrn, Frau oder Familie N. N. auf Sonnabend, den 28. December, zum Thee und Abendbrod ergebenst einzuladen.

U. U. v. g.

Ausgeschrieben der Liste, der Karten, Adressen und Couvertiren derselben waren das Werk einer Stunde für einen so geübten Bureau-Beamten wie unsern hoch gestellten Herr, und noch vor 10 Uhr trug Knidmüller's Minna, die 15-Mart Maid, die Einladungen zum nächsten Freitagsfest der = Paderfahrt = Gesellschaft.

Melitta und Felicitas wunderten sich des andern Morgens nicht wenig, daß ihre Eltern, ohne ihnen auch nur ein Sterbenswörtchen zu sagen, die Einladungen hatten ergehen lassen, noch mehr aber, daß absolut keinerlei Vorbereitungen getroffen wurden, am meisten aber, daß sich Mama vollständig gleichgültig hinsichtlich aller Toilettenfragen verhielt, auf welche sie sonst so großes Gewicht legte.

„Mama“, flüsterte Felicitas — das heißt Melitta — „soll ich Hell-Hofa oder Welt-Wau anziehen?“

„Das kannst Du halten wie Du willst“, erwiderte Mama, „Du bist nachgerade alt genug“, lachte sie ungarig hinzu.

Melitta fragte nicht — sie war eine Künstler-Natur und verdaß das Jahr hindurch so viel Thon, daß neu eingehogene Hausgegenstände sich dem Wahne hingeben, gegenüber wohne ein Töpfer, und anfragen ließen, wann die Defen angeschmiedet würden. Melitta fragte nicht, sie trug stets weißen Cachemir, das schwarze Haar lang wallend. Sie war ganz halsenlang — leider zeigten sich die Falten auch schon auf der Stirn und um die Augen.

Felicitas aber beharrte: „Der liebst das Hien“, sie war eben eine profaie, keine Künstler-Natur, und wer spielt zum Tanz?“ Melitta tanzte nie; die modernen Tänze waren ihr nicht plauslich genug.

„Giebt es auch Wolle?“ fragte Felicitas, das noxe Kind, weiter.

„Das weiß ich nicht“, wich Mama aus; der Papa will dieses Mal Alles selbst besorgen ohne unserer Beihilfe. Und somit wartete alle Vorbereitungen für das Festingen des Knidmüller'schen Regen-Gempeles getroffen; mit banger Erwartung sah das gastfreie Ehepaar den kommenden Dingen entgegen.

Am 28. erfolgte noch keine Antwort auf die ergangenen Einladungen; zufragende waren in Knidmüllers Kreisen überhaupt nicht. Aber am 29. brachten der festliche Concurrenz-Fest sechs Abgabebriefe für insgesamt zehn Personen. Papa Knidmüller schmunzelte: das fing gut an; noch waren fünf Tage bis zum 28.; nach allen statistischen Beobachtungen konnte am 28. gar kein geladener mehr übrig sein, berechnete er — wie viele allein würden sich nicht während der festliche den Magen verderben. Deshalb wollte er sich etwas Besonderes leisten. Unter den Abgabenden befand sich der Rechtsanwalt Duambusch, der Schwager seines Abtheilungs-Vorstandes und der Baumeister Bibbes die eigentlich nur ein simpler Baunnternehmer, aber sehr reich und sehr einiger schlecht vermietbarer Willen an der Ober-Spree; wenn man ihn warm hielt, konnte man so eine Villa zum Sommer vielleicht für eine „nominelle“ Miete bekommen. Knidmüller schrieb also an diese beiden Respekt-Personen, wie unendlich leid es ihm thäte, daß gerade bei seiner Einladung nicht Folge leisten könnten, und daß sie, falls sie bis zum 28. December hergestellt wären, ihre Abgabe durchaus nicht als einen Grund für ihr Nicht-Ergehen gelten lassen sollten.

Knidmüller glaubte durch diese Höflichkeit-Bewegung, die ihm ja nur das Porto kostete, einer freundlichen Bemerkung Duambusch gegenüber, dessen Schwager, und einer billigen Villa von Seiten Bibbeses sicher zu sein, ohne abermals dabei zu riskiren, denn so schnell geht es doch mit der Influenza nicht!

Aber der Weihnachts-Heiligabend verging, und es kam keine weitere Abgabe, ja der 29. brachte auch nur zwei Briefchen mit zusammen drei Personen; es blieben noch immer 47! Und für 30 war nur Platz bei den Knidmüller'schen Penaten, und selbst für diese 36 waren noch nicht die geringsten Vorbereitungen getroffen.

Indessen brachten die Zeitungen täglich schwärzere Nachrichten von der Ausbreitung der Epidemie und Knidmüllers hofften noch immer.

Aber auch der zweite Weihnachtsfesttag begnügte sich mit zwei Opfern der Influenza und die Morgenpost des 27. brachte wieder gar nichts, so daß es nicht immer 45 blieben — 9 über den gar nicht vorhandenen Etat. Der Geheimrath ging verzweifelt auf's Bureau — er vernied es den fragenden Blick seiner Töchter zu begnügen — seine Frau war beim Frühstück ein Pendant zu Raspel-Philipp Mama, denn sie that nichts als:

„Vielde stumm“

„Um den ganzen Tisch herum.“

Als aber Knidmüller um 3 Uhr heimkehrte, fand er drei zu verschiedenen Stunden während des Vormittags gekommene Briefe vor. Vielleicht waren es wenigstens Abgaben für neun Personen; man konnte dann noch schnell Personal engagiren und die Wohnung wie üblich auf den Kopf stellen.

Freudig öffnete Knidmüller den ersten Brief; der Adressat Wundensch, einer der Briefschreiber vom 23. meldete sich gesund — schneidig, wie immer — so glücklichem Hause keinen Korb geben, sich nicht nur selber das Vergnügen machen, sondern auch seinen Bruder, Neutanten zur See, der erst am 28. ankame, mitbringen, den man wohl, weil direkt von Afrika kommend, von Visite dispensiren würde.

„Unverschäm!“ knurrte der Geheimrath, so sehr ihm sonst ein direkt aus Afrika bezogener See-Officier als Decoration-Eitel für seine Gesellschaft gepaßt hätte. Na, es wären immerhin zwei! Aber über diese heimtückische Influenza, die wirklich nur 4 Tage dauerte! Die beiden anderen Briefe hatten denselben Inhalt: nur in verächtlicher Form und was das Schlimmste war, Knidmüller hatte sich das selbst zuschreiben, denn der Rechtsanwalt Duambusch nebst Frau sagten wieder zu, und Bibbeses rüchete nicht nur in der etatsmäßigen Städte von Mann, Frau, Sohn und Tochter an, sondern wollten noch eine Nichte, die zu Pflege ihrer Tante aus der Provinz herbeigeleitet war, zur Verlohung für ihre Aufopferung mitbringen.

„45 und 2 macht 47 und 2 macht 49 und 5 macht 54 Personen!“ flüsterte der Geheimrath, indem er seiner Frau die Briefe zeigte.

Frau Emilie blieb ihrer Rolle vom Morgen getreu: sie hatte ihren verweirtesten Gatten an und sagte weiter nichts als: „Nun?“

So geniesst man Knidmüller, daß er seine unglückseligen Valonismus seiner Gattin nicht die Frage fand, ob es denn nicht angehe, diese 54 Personen zu placiren.

„Bitte, verheue es, ich lasse Dir freie Hand!“ entgegnete Frau Emilie. „Ich mache Streik!“

„Das ist ja so selbst die Influenza zu kriegen!“ rief der Rath mühsend.

Seine Gattin sah ihn groß an; es kam ihr ein rettender Gedanke: „Ja“, rief sie aufspringend, „dieses Mal habe ich eine Idee!“ Du mußt die Influenza bekommen!“

„Na, sei so gut!“ knurrte Knidmüller.

„Freilich, Du hast die Suppe eingebrocht, nun ist sie auch aus; auf der Stelle legst Du Dich zu Bett — ich schreibe zum Doctor und die Mädchen schicken die Abgabebriefe an die ganze Gesellschaft.“

„Du hast wohl vergessen“, erwiderte düster der Gatte, „daß unser Hausarzt auch einleiden ist, und ich eine Influenza mit Fieber, Husten und noch sonst allem möglichen nicht heucheln kann!“ Das wäre so etwas für den alten hochgestellten Herr, denn eine gute Gattin, die er seinen Patienten erzählen kann, lieber ist, als die ganze Hausarzt-Stelle bei uns! Kannst Du aber nicht eine Migräne bekommen!“

„Die bringt mir ja so das Ungeheuer stets in vier bis sechs Stunden fort!“

Es blieb weiter nichts übrig“, sagte Frau Knidmüller fort, als daß wir einen Saal mieten und dem Wirth die ganze Sache in Regie geben.“

Knidmüller hand der Angelegenheit auf der Stirn; er berechnete, daß Souper für 54 Personen mit zwei, (an einen billigen Braten und seinen Leichten und überhaupt nicht. Aber am 29. brachten der festliche Concurrenz-Fest sechs Abgabebriefe für insgesamt zehn Personen. Papa Knidmüller schmunzelte: das fing gut an; noch waren fünf Tage bis zum 28.; nach allen statistischen Beobachtungen konnte am 28. gar kein geladener mehr übrig sein, berechnete er — wie viele allein würden sich nicht während der festliche den Magen verderben. Deshalb wollte er sich etwas Besonderes leisten. Unter den Abgabenden befand sich der Rechtsanwalt Duambusch, der Schwager seines Abtheilungs-Vorstandes und der Baumeister Bibbes die eigentlich nur ein simpler Baunnternehmer, aber sehr reich und sehr einiger schlecht vermietbarer Willen an der Ober-Spree; wenn man ihn warm hielt, konnte man so eine Villa zum Sommer vielleicht für eine „nominelle“ Miete bekommen. Knidmüller schrieb also an diese beiden Respekt-Personen, wie unendlich leid es ihm thäte, daß gerade bei seiner Einladung nicht Folge leisten könnten, und daß sie, falls sie bis zum 28. December hergestellt wären, ihre Abgabe durchaus nicht als einen Grund für ihr Nicht-Ergehen gelten lassen sollten.

Knidmüller glaubte durch diese Höflichkeit-Bewegung, die ihm ja nur das Porto kostete, einer freundlichen Bemerkung Duambusch gegenüber, dessen Schwager, und einer billigen Villa von Seiten Bibbeses sicher zu sein, ohne abermals dabei zu riskiren, denn so schnell geht es doch mit der Influenza nicht!

Aber der Weihnachts-Heiligabend verging, und es kam keine weitere Abgabe, ja der 29. brachte auch nur zwei Briefchen mit zusammen drei Personen; es blieben noch immer 47! Und für 30 war nur Platz bei den Knidmüller'schen Penaten, und selbst für diese 36 waren noch nicht die geringsten Vorbereitungen getroffen.

Indessen brachten die Zeitungen täglich schwärzere Nachrichten von der Ausbreitung der Epidemie und Knidmüllers hofften noch immer.

Aber auch der zweite Weihnachtsfesttag begnügte sich mit zwei Opfern der Influenza und die Morgenpost des 27. brachte wieder gar nichts, so daß es nicht immer 45 blieben — 9 über den gar nicht vorhandenen Etat. Der Geheimrath ging verzweifelt auf's Bureau — er vernied es den fragenden Blick seiner Töchter zu begnügen — seine Frau war beim Frühstück ein Pendant zu Raspel-Philipp Mama, denn sie that nichts als:

„Vielde stumm“

„Um den ganzen Tisch herum.“

Als aber Knidmüller um 3 Uhr heimkehrte, fand er drei zu verschiedenen Stunden während des Vormittags gekommene Briefe vor. Vielleicht waren es wenigstens Abgaben für neun Personen; man konnte dann noch schnell Personal engagiren und die Wohnung wie üblich auf den Kopf stellen.

Freudig öffnete Knidmüller den ersten Brief; der Adressat Wundensch, einer der Briefschreiber vom 23. meldete sich gesund — schneidig, wie immer — so glücklichem Hause keinen Korb geben, sich nicht nur selber das Vergnügen machen, sondern auch seinen Bruder, Neutanten zur See, der erst am 28. ankame, mitbringen, den man wohl, weil direkt von Afrika kommend, von Visite dispensiren würde.

„Unverschäm!“ knurrte der Geheimrath, so sehr ihm sonst ein direkt aus Afrika bezogener See-Officier als Decoration-Eitel für seine Gesellschaft gepaßt hätte. Na, es wären immerhin zwei! Aber über diese heimtückische Influenza, die wirklich nur 4 Tage dauerte! Die beiden anderen Briefe hatten denselben Inhalt: nur in verächtlicher Form und was das Schlimmste war, Knidmüller hatte sich das selbst zuschreiben, denn der Rechtsanwalt Duambusch nebst Frau sagten wieder zu, und Bibbeses rüchete nicht nur in der etatsmäßigen Städte von Mann, Frau, Sohn und Tochter an, sondern wollten noch eine Nichte, die zu Pflege ihrer Tante aus der Provinz herbeigeleitet war, zur Verlohung für ihre Aufopferung mitbringen.

„45 und 2 macht 47 und 2 macht 49 und 5 macht 54 Personen!“ flüsterte der Geheimrath, indem er seiner Frau die Briefe zeigte.

Frau Emilie blieb ihrer Rolle vom Morgen getreu: sie hatte ihren verweirtesten Gatten an und sagte weiter nichts als: „Nun?“

So geniesst man Knidmüller, daß er seine unglückseligen Valonismus seiner Gattin nicht die Frage fand, ob es denn nicht angehe, diese 54 Personen zu placiren.

„Bitte, verheue es, ich lasse Dir freie Hand!“ entgegnete Frau Emilie. „Ich mache Streik!“

„Das ist ja so selbst die Influenza zu kriegen!“ rief der Rath mühsend.

Seine Gattin sah ihn groß an; es kam ihr ein rettender Gedanke: „Ja“, rief sie aufspringend, „dieses Mal habe ich eine Idee!“ Du mußt die Influenza bekommen!“

„Na, sei so gut!“ knurrte Knidmüller.

„Freilich, Du hast die Suppe eingebrocht, nun ist sie auch aus; auf der Stelle legst Du Dich zu Bett — ich schreibe zum Doctor und die Mädchen schicken die Abgabebriefe an die ganze Gesellschaft.“

„Du hast wohl vergessen“, erwiderte düster der Gatte, „daß unser Hausarzt auch einleiden ist, und ich eine Influenza mit Fieber, Husten und noch sonst allem möglichen nicht heucheln kann!“ Das wäre so etwas für den alten hochgestellten Herr, denn eine gute Gattin, die er seinen Patienten erzählen kann, lieber ist, als die ganze Hausarzt-Stelle bei uns! Kannst Du aber nicht eine Migräne bekommen!“

„Die bringt mir ja so das Ungeheuer stets in vier bis sechs Stunden fort!“

Es blieb weiter nichts übrig“, sagte Frau Knidmüller fort, als daß wir einen Saal mieten und dem Wirth die ganze Sache in Regie geben.“

Knidmüller hand der Angelegenheit auf der Stirn; er berechnete, daß Souper für 54 Personen mit zwei, (an einen billigen Braten und seinen Leichten und überhaupt nicht. Aber am 29. brachten der festliche Concurrenz-Fest sechs Abgabebriefe für insgesamt zehn Personen. Papa Knidmüller schmunzelte: das fing gut an; noch waren fünf Tage bis zum 28.; nach allen statistischen Beobachtungen konnte am 28. gar kein geladener mehr übrig sein, berechnete er — wie viele allein würden sich nicht während der festliche den Magen verderben. Deshalb wollte er sich etwas Besonderes leisten. Unter den Abgabenden befand sich der Rechtsanwalt Duambusch, der Schwager seines Abtheilungs-Vorstandes und der Baumeister Bibbes die eigentlich nur ein simpler Baunnternehmer, aber sehr reich und sehr einiger schlecht vermietbarer Willen an der Ober-Spree; wenn man ihn warm hielt, konnte man so eine Villa zum Sommer vielleicht für eine „nominelle“ Miete bekommen. Knidmüller schrieb also an diese beiden Respekt-Personen, wie unendlich leid es ihm thäte, daß gerade bei seiner Einladung nicht Folge leisten könnten, und daß sie, falls sie bis zum 28. December hergestellt wären, ihre Abgabe durchaus nicht als einen Grund für ihr Nicht-Ergehen gelten lassen sollten.

Knidmüller glaubte durch diese Höflichkeit-Bewegung, die ihm ja nur das Porto kostete, einer freundlichen Bemerkung Duambusch gegenüber, dessen Schwager, und einer billigen Villa von Seiten Bibbeses sicher zu sein, ohne abermals dabei zu riskiren, denn so schnell geht es doch mit der Influenza nicht!

Aber der Weihnachts-Heiligabend verging, und es kam keine weitere Abgabe, ja der 29. brachte auch nur zwei Briefchen mit zusammen drei Personen; es blieben noch immer 47! Und für 30 war nur Platz bei den Knidmüller'schen Penaten, und selbst für diese 36 waren noch nicht die geringsten Vorbereitungen getroffen.

Indessen brachten die Zeitungen täglich schwärzere Nachrichten von der Ausbreitung der Epidemie und Knidmüllers hofften noch immer.

Aber auch der zweite Weihnachtsfesttag begnügte sich mit zwei Opfern der Influenza und die Morgenpost des 27. brachte wieder gar nichts, so daß es nicht immer 45 blieben — 9 über den gar nicht vorhandenen Etat. Der Geheimrath ging verzweifelt auf's Bureau — er vernied es den fragenden Blick seiner Töchter zu begnügen — seine Frau war beim Frühstück ein Pendant zu Raspel-Philipp Mama, denn sie that nichts als:

„Vielde stumm“

„Um den ganzen Tisch herum.“

Als aber Knidmüller um 3 Uhr heimkehrte, fand er drei zu verschiedenen Stunden während des Vormittags gekommene Briefe vor. Vielleicht waren es wenigstens Abgaben für neun Personen; man konnte dann noch schnell Personal engagiren und die Wohnung wie üblich auf den Kopf stellen.

Freudig öffnete Knidmüller den ersten Brief; der Adressat Wundensch, einer der Briefschreiber vom 23. meldete sich gesund — schneidig, wie immer — so glücklichem Hause keinen Korb geben, sich nicht nur selber das Vergnügen machen, sondern auch seinen Bruder, Neutanten zur See, der erst am 28. ankame, mitbringen, den man wohl, weil direkt von Afrika kommend, von Visite dispensiren würde.

„Unverschäm!“ knurrte der Geheimrath, so sehr ihm sonst ein direkt aus Afrika bezogener See-Officier als Decoration-Eitel für seine Gesellschaft gepaßt hätte. Na, es wären immerhin zwei! Aber über diese heimtückische Influenza, die wirklich nur 4 Tage dauerte! Die beiden anderen Briefe hatten denselben Inhalt: nur in verächtlicher Form und was das Schlimmste war, Knidmüller hatte sich das selbst zuschreiben, denn der Rechtsanwalt Duambusch nebst Frau sagten wieder zu, und Bibbeses rüchete nicht nur in der etatsmäßigen Städte von Mann, Frau, Sohn und Tochter an, sondern wollten noch eine Nichte, die zu Pflege ihrer Tante aus der Provinz herbeigeleitet war, zur Verlohung für ihre Aufopferung mitbringen.

„45 und 2 macht 47 und 2 macht 49 und 5 macht 54 Personen!“ flüsterte der Geheimrath, indem er seiner Frau die Briefe zeigte.

Frau Emilie blieb ihrer Rolle vom Morgen getreu: sie hatte ihren verweirtesten Gatten an und sagte weiter nichts als: „Nun?“

So geniesst man Knidmüller, daß er seine unglückseligen Valonismus seiner Gattin nicht die Frage fand, ob es denn nicht angehe, diese 54 Personen zu placiren.

„Bitte, verheue es, ich lasse Dir freie Hand!“ entgegnete Frau Emilie. „Ich mache Streik!“

„Das ist ja so selbst die Influenza zu kriegen!“ rief der Rath mühsend.

Seine Gattin sah ihn groß an; es kam ihr ein rettender Gedanke: „Ja“, rief sie aufspringend, „dieses Mal habe ich eine Idee!“ Du mußt die Influenza bekommen!“

Das verunglückte Rendezvous.

Es ist ein hübsches und noch dazu hübsch hübsches Geschichtchen, das jetzt als Ereigniß der jüngsten Tage in Wien in zahlreichen Kaffeehäusern karirt. Quitt so, wie es die mehr oder minder schönen Lippen der „Gingweihen“ colportieren, möge es hier wiedererzählt werden. Also: „Sie kennen doch Herrn Gustav S...“, der vor zwei Jahren die hübsche Vertha S... geheiratet hat?“

„Ja.“ — „Nun, dann wissen Sie auch, daß der tyrannische Vater der jungen Frau wenige Monate nach der Hochzeit sein Leben verlor, sich von ihrem Gatten zu trennen und in das elterliche Haus zurückzuziehen. Herr S... hatte jumeist in Folge der unangenehmen Gesellschaften einen großen Theil seines und des Vermögens seiner Frau verloren, Familienverhältnisse traten ein und das jagt war, wie gesagt, die von dem zürnenden Schwiegervater erzwungene Trennung der Ehe und die Einleitung aller Schritte zur Herbeiführung der gänzlichen Scheidung. Diese Maßnahmen geriethen aber in's Stocken, denn eines Tages war Herr S... aus Wien verzweht und blieb es. ... Nicht einmal seine Frau ahnte, wohin er sich gewendet, denn er hatte es unterlassen, sie zu verläugern, da er sehr gut